

Auf dem Felsen Petri

Geschichtstheologische Reflexionen

von Engelbert Krebs

Vor vielen Jahren sagte mir einmal Goetz Briefs, der bekannte Soziolog und Volkswirtschaftler von Freiburg, Berlin und (heute) Georgetown University, es sei Zeit, der unchristlichen Geschichtsphilosophie, insbesondere der in ihren Wirkungen so verhängnisvollen materialistischen Geschichtsauffassung des Marxismus, eine überzeugende Darstellung der katholischen Geschichtsphilosophie entgegenzustellen. In einem kleinen Kreis antwortete ich dieser Aufforderung nach längerer Zeit mit einem Vortrag über die Grenzen der Geschichtsphilosophie und die Notwendigkeit der Geschichtstheologie. Seitdem habe ich in seminaristischen Übungen und in kleineren Vorlesungen Grundgedanken der Geschichtstheologie aus der Heiligen Schrift, besonders aus dem hl. Paulus, aus den Kirchenvätern, aus Dante und Otto von Freising, gerne vorgetragen und immer mehr erkannt, wie wichtig es für unsere von Geschichtsdeutungen widersprechendster Art verwirrte Zeit ist, daß wir, als offenbarungsgläubige Menschen, die Geschichte im Lichte der Offenbarung sehen lernen und sie ändern zu verstehen geben. Denn tatsächlich ist und bleibt »Gott in der Geschichte« doch der entscheidende Machtfaktor, und aus seiner Offenbarung allein lassen sich Sinn und Ziel alles geschichtlichen Werdens und Vergehens wirklich verstehen. Mit dem Buch von Anton Schütz, »Gott in der Geschichte« (Salzburg=Leipzig 1936), mit Josef Höfers katholischer Befinnung an der Lebensanschauung Diltheys, die er unter dem Titel »Vom Leben zur Wahrheit« (Freiburg 1936) veröffentlicht hat, mit Bauhofers Buch »Das Geheimnis der Zeiten, christliche Sinndeutung der Geschichte« (München 1935) mit Erik Petersons Studie »Der Monotheismus als politisches Problem« (Jakob Hegner, Leipzig 1935), sind bedeutame Ansätze gemacht, uns Gegenwärtigen die Geschichte im Lichte der Offenbarung verständlich zu machen, und Franz Sawickis »Geschichtsphilosophie« in der Köfelschen philosophischen Handbibliothek (Bd. 2 München 1920) gibt diesen theologischen Deutungen den philosophischen Unterbau.

Die folgende Studie will nur einen einzigen Gedanken aus der christlichen Offenbarung herausheben, durch den klärendes und beruhigendes Licht auf die Geschichte fällt, klärend für die Beurteilung der Vergangenheit, beruhigend für die Beurteilung der Gegenwart: den Gedanken vom Felsen Petri.

Ist es richtig, die Weisagung von der Unzerstörbarkeit der Kirche auf dem Felsen Petri nur so zu verstehen, daß diese Weisagung für die Kirche überhaupt

gelte, nicht aber für einzelne Provinzen der Kirche, oder haben wir aus der Geschichte selbst, wenn wir sie einmal im Lichte dieses Wortes überprüfen, nicht eine andere, ernstere und tröstlichere Erkenntnis zu gewinnen? Man weist zum Beweis für die erstgenannte Auffassung des Verheißungswortes Matthäus 16, 18 gerne auf die Zerstörung lebensvoller, mächtiger Kirchenprovinzen hin, auf Ägypten, das unter dem Leuchten der alexandrinischen Schule und des alexandrinischen Patriarchates eine herrliche Blütezeit kirchlichen Lebens erfuhr, auf Kleinasien und die kappadokischen Väter, auf Syrien und Konstantinopel und die Sänger und Lehrer dieser Kirchen, auf Nordwestafrika mit seinem großen hl. Cyprian, seinem noch größeren hl. Augustin und seinem mächtigen Primas Aurelius von Karthago, auf die Kirche Englands, die uns Deutschen durch St. Bonifatius und seine Genossen so viel Leben gebracht hat, auf die erstaunlichen Anfänge kirchlichen Heiligenlebens in Indien, China und Japan und auf die überall in diesen Ländern eingetretene Zerstörung der Kirche bis auf kleine Reste. Und man entnimmt aus diesen Hinweisen den Gedanken: Nur die Kirche als Ganzes ist unzerstörbar, die Kirche im einzelnen Land hat keine Gewähr der Unzerstörbarkeit.

Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß eine Verheißung, wie die von der Unzerstörbarkeit der »Kirche auf dem Felsen Petri« die Aufforderung in sich schließt, einmal, rückschauend auf fast zweitausend Jahre der Erfüllung dieser Verheißung, zu prüfen, wie denn die zerstörten Provinzen des Gottesreiches im einzelnen noch auf den Fundamenten dieses Fellendomes standen, ob ihre Verbindung noch eine feste war oder ob nicht gerade die Lockerung dieser Verbindung mit Rom zeitlich so mit der Anbahnung ihrer Zerstörung zusammentrifft, daß gerade darin ein Fingerzeig für das Verständnis dieser geschichtlichen Katastrophen gegeben ist.

Am 12. Dezember 1452 wurde in der Sophienkirche zu Byzanz in Gegenwart des Kaisers vom Patriarchen Isidor das Unionsdekret von Florenz vom 6. Juli 1439 verkündigt. Warum so spät? – Es war diese letzte Einigung Ostroms mit Westrom ebenso ein Produkt der Angst gewesen wie die Union vom Jahre 1274. Diese hatte nur wenige Jahre gedauert, die von Florenz war überhaupt noch nicht feierlich in Byzanz verkündet, da fielen schon der Erzbischof von Herakleia und der Bischof von Trapezunt, unter bitterer Klage über die geleistete Unterschrift von Florenz, öffentlich von der Union ab und der vor der Unterschrift aus Florenz abgereifte Metropolit von Ephesus, Markos Eugenikos, war bald die Seele des offenen und immer weiter um sich greifenden Widerstands von Klerus und Volk gegen die Union. So hatte denn auch die späte, von der Türkennot erpreßte Verkündigung in der Sophienkirche im Dezember 1452 keinen Widerhall in der Ostkirche gefunden, und während in der Hagia Sophia Gelöbnisse gemacht wurden, zogen Mönche und Nonnen in Scharen durch die Straßen und stießen lärmend ihre Verwünschungen gegen die Lateiner aus. Die Sophienkirche galt den von den Mönchen fanatisierten Massen als entweiht durch die Union, die Sakramente der unionsfreundlichen Priester verschmähte man selbst auf dem Sterbebett, und der oberste kaiserliche Beamte, der Großherzog Lukas Notaras,

»sprach das für einen Staatsmann verhängnisvolle Wort: Lieber den Turban des Sultans in der Stadt als die Tiara des Papstes!« (Mohler, Kardinal Bessarion I [Paderborn 1923] S. 271). Die furchtbare Erfüllung dieses aus dem Romhaß geborenen Wortes bezahlte Notaras mit der gräßlichen Niedermetzelung seiner ganzen Familie vor seinen Augen beim Siegesmahl des Sultans und schließlich mit der eigenen Ermordung im Festsaal.

Wenn eine seit Jahrhunderten genährte, nur ab und zu durch Synoden auf kurze Zeit und unter dem Druck politischer Sorgen gedämpfte antirömische Gesamtstimmung unmittelbar vor dem Einbruch des Verderbens noch so haßerfüllt sich zeigen konnte, dann muß es uns nicht wundern, daß im Ostreich von Byzanz die Verheißung von der Unzerstörbarkeit der Felsenkirche gegenstandslos wurde. Diese Kirche der mächtigen Patriarchen von Alexandria, Antiochia, Jerusalem, Byzanz hatte so viele Rangstreitigkeiten unter sich und mit Rom, so viel Staatskirchentum und antirömische Politik hinter sich, daß die innere Lösung von Rom viel älter war, als man gewöhnlich glaubt. Nicht Photius und Michael Caerularius haben den Bruch mit Rom herbeigeführt. Die innere Loslösung der byzantinischen Kirche hatte schon 484–519 ein fünfunddreißig Jahre dauerndes Schisma bewirkt, und alle späteren Einigungen haben den antirömischen Geist aus den die Verantwortung tragenden Kreisen des Ostens nicht mehr bannen können. Daß die einst als Geistesmacht führende Ostkirche im Laufe der Jahrhunderte dem Ansturm der Araber, der Türken, der Bolschewisten erliegen mußte, das ist für den ernsten Betrachter der Verheißung Christi an Petrus nicht unverständlich. Denn auch die Geschichte der Unionsbestrebungen mit Rußland weist bis in die Neuzeit ähnliche Verhärtungen im Geist des Schismas auf, wie sie in Byzanz uns begegneten, und so mußte denn auch die Kirche dieses gewaltigen Reiches, weil sie ganz auf den Kaiser anstatt auf den Felsen Petri sich stützte, den Weg aller Menschenmacht gehen und mit dem Kaisertum in Trümmer sinken. Die Kirche Polens aber, die allen grausamen Unterdrückungsversuchen und Verführungsversuchen Rußlands in unerschütterlicher Romtreue ihren katholischen Glaubensmut entgegensetzte, blieb unzerstörbar beim Fall des russischen Kolosses und bildet heute öftlich von Deutschland das stärkste geistige Bollwerk gegen die bolschewistische Gottlosenbewegung.

Was aber ist mit den hoffnungsvollen Anfängen der Kirche in Indien, China und Japan? Hat nicht Franz Xaver in heiliger Romtreue seine Mission in Japan begonnen, sind nicht Indien und China in treuer Verbundenheit mit Rom missioniert worden? Gerade das Schicksal der Martyrerkirche in Japan und China wirft schmerzvolle Fragen auf. Aber auch hier gibt es in der Geschichte selbst Hinweise, die zu beachten sind. Es ist bekannt, wie anziehend für den im Osten lebenden Europäer bald die fernöstliche Kultur wirkt. Die Begeisterung eines Marco Polo im 13. und eines Levkadio Hearn im 20. Jahrhundert sind literarische Zeugnisse für diese mächtige Anziehungskraft des fernöstlichen Lebens. Der Chinese hat dafür das Sprichwort: Alle süßen Wasser fließen in das Weltmeer, aber immer bleibt das Weltmeer Salzwasser. Viele Völker bemächtigten sich im Laufe der

Zeiten des Regiments in China. Aber alle wurden sie kulturell von China verschlungen. So drohte auch den katholischen Missionaren der alten Zeit das Verschlingenwerden vom Geiste Chinas und Japans. In all diesen Ländern aber herrschte in der Zeit der christlichen Missionierung eine solche Verbindung von Kult und Staatsmacht, daß bei einer Massenbekehrung durch christlich gewordene Staatsoberhäupter die Gefahr des Staatskirchentums und damit einer Entwicklung im Sinn des byzantinischen und russischen Cäsaropapismus sehr nahegerückt war. Wäre der Ferne Osten in solcher Weise der Kirche angegliedert und dann, bei der riesigen damaligen Entfernung dieser Länder vom Sitze des Papstes, allmählich in das Schisma hineingewachsen, dann hätte das staatskirchliche schismatische Kirchenwesen von der Grenze Polens bis zum Pazifik und dem darin ruhenden Inselvolk der Japaner einen Block gebildet, der dem übernatürlichen Gottesreich der echten Kirche Christi viel härteren Widerstand entgegengesetzt hätte, als ihn das heute in seiner innern Krise befindliche Heidentum dieser weiträumigen Länder dem Missionseifer der von Rom entsandten Glaubensboten entgegenstellt. Dazu kommt noch ein anderer Gedanke. Man mag über den Ritenstreit denken, wie man will. Das eine ist sicher: er hat zwischen den Papst und die ritenfreundlichen Missionare des Ostens eine Kluft gelegt, die bei dem damals sehr langsamen Brief- und Personenverkehr zwischen diesen Missionsländern und Rom immer tiefer wurde. Die Missionare beklagten sich, daß man in Rom die Lage gar nicht kenne und darum ganz unzutreffende Entscheidungen gebe, die man einfach nicht zu befolgen brauche. Der Papst hinwiederum hatte Grund, sich über solchen, wenn auch aus reinem Eifer stammenden Ungehorsam zu beklagen.

Kurz: die frühzeitig begonnene Missionierung des Fernen Ostens konnte wohl zunächst zu einer mit Märtyrerkränzen sich schmückenden jungen Kirche führen, in der das Blut der Märtyrer der Same für spätere Ernte werden konnte. Aber für den Aufbau einer wachsenden Kirche auf dem Felsen Petri war die Zeit noch nicht gekommen, einmal, weil diese Oststaaten noch zu fest und unerschüttert in ihrer eigenen anziehungskräftigen Kultur ruhten, und dann, weil bei dem damaligen Weltverkehr eine lebendige Verbindung mit dem Felsen Petri rein technisch zu schwierig war¹. So wurden denn diese beginnenden Kirchen als blutvolle Samenkörner in die Erde gelegt. Aber der Same blieb. Als im Jahre 1865 am St.=Patricks=Tag (17. März) der französische Missionar Petitjean die heimlichen Christen von Urakami ahnungslos in Nagasaki in die kleine französische Kirche am dortigen Hafen führte und diese ihm durch Kniebeugung und Kreuzzeichen zu erkennen gaben, daß sie »dasselbe Herz« hatten wie er, da war die erste Frage, die sie über ihn selbst an ihn richteten, diese: »Kommst du von dem

¹ Man lese die Darstellung des Ritenstreites bei L. v. Pastor, Geschichte der Päpste XV (1930) 284-354 und beachte die langen Zeiten der Gesandtschaftsreisen, die Anzweiflung der Vollmachten des päpstl. Legaten Tournon durch den Primas von Goa, die späte Veröffentlichung päpstlicher Dekrete, z. B. der von 1704, die erst 1715 veröffentlicht wurden, die Bestreitung der verpflichtenden Kraft päpstlicher Konstitutionen usw.

König der großen Lehre in Rom?» – So war neben der Marienverehrung, der ihre allererste Frage gegolten hatte, die Sendung von Rom für sie das Erkennungszeichen, daß dieser Priester zu jenem Stande gehöre, dessen letzte Vertreter vor mehr als zweihundert Jahren in Japan als Märtyrer gestorben waren. (Vgl. die ins Einzelne gehende Schilderung dieser Wiederfindung der Urakami=Christen bei Joseph Dahlmann S. J., *Le Japon terre de fidélité* [Löwen 1926].) Und sie hatten die wahre Lehre, die kirchlichen Gebete, die Fasten und Feste des Kirchenjahres, das Sakrament der Taufe und die Übung der vollkommenen Liebesreue – konchisan = contrition – bewahrt mit der immer genährten Hoffnung, daß einmal jene »Virgem«=Lehrer, jene jungfräulich lebenden Lehrer von Rom wieder kommen werden, die ihnen die konpisan, d. h. die Confessio, das Bußsakrament, spenden würden. In kurzer Zeit hatten sich um Petitjeans Missionsstation zehntausend Altchristen eingefunden, die nun heimlich des Nachts pastoriert wurden und durch den Sakramentenempfang bald so fest und stark im kirchlichen Leben verwurzelt waren, daß sie von 1868 bis 1872 die neu ausbrechende blutige Verfolgung mit bewundernswürdigem Märtyrergeist überstanden. Dann hatte ihr Glaube den Sieg errungen, und in Japan wurde Religionsfreiheit gewährt. Ähnlich ging die Blutsaat der Märtyrer in China während des neunzehnten Jahrhunderts zu herrlicher Ernte auf. Das Wunder unter den Missionen Chinas, die rasche Missionierung Südschantungs durch die Steyler Missionare, bewährte die Festigkeit der dort erwachsenen Kirche im Boxeraufstand und bewährt sie bis heute. Man kann also in Japan und China nicht von einer Zerstörung der dort erwachsenen ersten Märtyrerkirchen reden, sondern nur die Wege der Vorlesung bewundern, die in jenen Ländern zunächst den Boden mit Märtyrerblut tränken ließ, bis die äußern Verhältnisse dem im Volk lebendig gebliebenen Samen zu neuem Wachstum in lebendiger Verbindung mit dem Felsen Petri Möglichkeit boten.

Was die Kirche von England angeht, so lagen dort die Dinge anders und doch wieder ähnlich. Dort ist in zwei Generationen die katholische Kirche bis auf einen kleinen Rest von Helden und Heldinnen zerstört worden. Aber warum? Außer dem einzigen John Fisher waren die englischen Bischöfe jener Zeit so wenig innerlich mit dem Heiligen Stuhl verbunden, daß sie, ohne Schwierigkeiten zu machen, den Eid auf die neue Thronfolgeordnung schwuren, der die Anerkennung des königlichen Supremats über die Kirche in sich schloß. »Entscheidend war«, sagt Pastor (Bd. IV 2 S. 515), »die grenzenlose Schwachmütigkeit der überwiegenden Mehrheit des Klerus. Es zeigte sich jetzt, was es zu bedeuten hatte, daß die oberste Gerichtsbarkeit des englischen Königs in geistlichen Angelegenheiten im Prinzip bereits im sogenannten Statute of Praemunire vom Jahr 1365 enthalten war. Wenn selbst ein so gelehrter« – und fügen wir hinzu: so heiliger – »Mann wie Thomas Morus über den Primat irrige, verworrene Ansichten hegte, bis er durch Studium zur Klarheit gelangte, so kann man ermessen, wie es bei der Mehrzahl der Engländer in dieser Hinsicht beschaffen war.« – Auch Englands Kirche konnte nur deshalb in zwei Generationen zerstört werden, weil

die Verbindung mit dem Felsen Petri längst gelockert war. Aber auch in England blieb ein Rest aufbewahrt, der durch seine sofort aufgenommene ganz lebendige Verbindung mit Rom ein neues katholisches Leben unter der Ackerkrume Wurzel schlagen und allmählich über der Erde sich entfalten ließ, und wenn heute das katholische Leben Englands neu aufblüht, so ist es diesem romverbundenen Wurzelstock zu verdanken.

Das Schicksal Irlands, eine fortgesetzte Verfolgungs- und Leidensgeschichte eines romtreuen Volkes, bildet in der Zeit Heinrichs VIII. das leuchtende Gegenstück zur englischen Geschichte. Zerstörungsarbeit, Raub und Hinrichtungen leisteten das Menschenmögliche. Aber die Treue zum wahren Oberhaupt der Kirche war nicht ins Wanken zu bringen. Am 8. Januar 1538 muß der protestantische Erzbischof Browne von Dublin an Cromwell nach England melden: »Seit meiner Ankunft hier habe ich nie, selbst nicht einmal in der Diözese Dublin einen Ordensmann oder Weltpriester dazu bringen können, den König als oberstes Haupt der Kirche zu predigen« (Bellesheim, Geschichte der kath. Kirche in Irland II [Mainz 1890] S. 61). Hinrichtungen, Beraubungen, Austreibungen und Verpflanzung in Strafkolonien waren das Schicksal dieses heiligen Volkes durch alle Jahrhunderte bis in die neueste Zeit. Aber dadurch sind die Irländer die Glaubensboten für die fernen Erdteile geworden und haben vor allem in Nordamerika und in Australien große Provinzen der Kirche aufgebaut, deren Lebenskraft aus dem romtreuen Mutterland immer neue Zuströme empfing. Gerade der Vergleich der Kirchengeschichte in England und Irland unter demselben tyrannischen König Heinrich VIII. zeigt, wie im Musterbeispiel, was die Lockerung der Verbundenheit mit Rom und was die Festigkeit dieser Verbundenheit für die einzelne Provinz der katholischen Kirche ausmacht. In Irland konnte die Kirche nur beraubt und verfolgt, aber nicht zerstört werden.

Es ist unmöglich, im Rahmen eines kurzen Überblicks alle je untergegangenen Provinzen der Kirche unter dem Gesichtspunkt ihrer vorhergehenden Verbindung mit Rom am Auge vorbeiziehen zu lassen. Aber eine berühmte Provinz dürfen wir nicht ungeprüft lassen. Das ist Nordafrika, der Metropolitanbezirk von Karthago, die Kirche, in der Augustinus und Alypius als Bischöfe walteten. Seit den Tagen der scilitanischen Martyrer um 180 n. Chr., den Tagen der hll. Felizitas und Perpetua, den glorreichen Tagen des heiligen Erzbischofs Cyprian von Karthago und seines großen Nachfolgers zur Zeit des hl. Augustin, des Metropoliten Aurelius (392–430), galt die afrikanische Kirche als die geistmächtigste im Westen des Römerreichs. Ja man kann sagen, daß sie gerade durch ihre Lehrer, von Tertullian angefangen über Cyprian, Laktanz bis zu Augustinus, selbst Rom gegenüber ein gewisses geistiges Übergewicht hatte. Doch hinderte das den hl. Augustinus nicht, die Lehrsuprematie Roms aus ganzem Herzen anzuerkennen und jenes berühmte Wort zu sprechen: »Zwei Konzilien (=Beschlüsse) sind über diese Sache an den Apostolischen Stuhl geschickt worden. Der Streitfall ist beendet. Möge bald auch der Irrtum sein Ende finden: Causa finita est, utinam aliquando finiatur error!« (Sermo 131 c. 10 n. 10.) Doch nicht alle

Bischöfe dieser reichen Kirchenprovinz dachten wie Augustinus. Seit den Tagen Cyprians herrschten episkopalistische Anschauungen weithin im nordafrikanischen Episkopat. Die Synoden von 418 und 424 verboten die Appellation an ein Gericht jenseits des Meeres. Das war eine deutliche Ablage an den Primat Roms. Lassen wir hier dem protestantischen Historiker des Papsttums, Erich Caspar, das Wort: »Drei Tage lang währte das forensische Ringen« auf der Generalsynode von 426. »Faustinus«, der päpstliche Legat, ... »verlangte die Wiederaufnahme des Apiarius«, eines abgesetzten Presbyters, »in die Kirchengemeinschaft mit der Begründung, daß sie ihm von der römischen Kirche gewährt sei, auf Grund einer Appellation an den Papst ... Aber schließlich brach Apiarius unter der Last des gegen ihn vorgebrachten Beweismaterials zusammen ... und erkannte das gegen ihn ergangene Synodalurteil an. Die persönliche Niederlage des Legaten war vollkommen. ... Aber die Synodalen gingen weiter und stellten das päpstliche Recht auf Appellationen überhaupt in Frage ... zumal es jedem freistehe, wenn er sich durch den Spruch der Richter beschwert fühle, an sein Provinzialkonzil oder auch an die Universalsynode zu provozieren. 'Es wird doch niemand des Glaubens sein, daß unser Gott irgend einem einzelnen den Geist rechten Urteils einflößen und ihn den zahlreichen, im Konzil versammelten Bischöfen verlagen wird ...!' Das war die alte cyprianische Auffassung der unitas ecclesiae, eines Liebesbundes gleichgeordneter Bischöfe ... welche mit dem römischen Subordinationsgedanken schon im dritten Jahrhundert feindlich zusammengestoßen war. Jetzt, fast zweihundert Jahre später, standen sich römische und afrikanische Kirche als befestigte Mächte von ganz anderem Gewicht gegenüber. Rom hatte zwei Menschenalter« – nur zwei Menschenalter? – »der Entwicklung päpstlicher Theorie und Praxis hinter sich, Afrika das jahrzehntelange kluge Regiment seines Primas Aurelius von Karthago. Die sichere Basis für das große Manifest der Synodalen vom Jahre 426 gegen Caelestin war der Codex Ecclesiae Africanae, eine auf dem Konzil von 419 publizierte Sammlung kirchenrechtlicher Entscheidungen, welcher keine Kirche des Abendlandes, auch Rom nicht, damals etwas Ebenbürtiges gegenüberstellen konnte. – Die mächtige afrikanische Kirche wirklich unter die Autorität des Stuhles Petri im Sinne der neuen (?) päpstlichen Theorie zu beugen, wäre Rom wohl niemals gelungen« – so schreibt der protestantische Historiker. »Der Konflikt des Jahres 426 ist ... nur deshalb nicht zu voller Auswirkung gekommen, weil wenige Jahre darauf die Katastrophe der vandalischen Invasion über Afrika hereinbrach und seiner Kirche den Lebensnerv für immer durchschnitt. In langem Siechtum schleppte sie sich, nur ein Schatten einstiger Größe, dahin, bis im 7. Jahrhundert der Islam der christlichen Kultur in Nordafrika überhaupt ein Ende bereitete. Eine unerhörte Gunst der Schicksalsfügung, wie sie der historische Betrachter mehr als einmal im Auf und Ab der Papstgeschichte staunend feststellt (Sperungen von mir), befreite die römische Kirche in diesen entscheidenden Zeiten ihres Aufstiegs zur Suprematie im Abendland von dem einzigen ernsthaften Rivalen innerhalb dieses Bereiches, in dem Augenblick, da er sich als gefährliches

Hindernis emporreckte. Wie ein Baumriese des Urwalds vom Blitz getroffen, sank der karthagische Primat auf einen Schlag zu Boden und gab dem römischen den Weg frei. Sein höchstgreifendes kirchenpolitisches Manifest, das Synodalschreiben von 426, war zugleich sein Schwanengefang. . . . Für die Gallikaner und verwandte Richtungen wurde Cyprian der große Theoretiker und das Synodalschreiben vom Jahre 426 das große Manifest der ‚alten‘ katholischen Kirche vor ihrer Unterjochung (!) durch Rom. – Im belagerten Hippo schloß im Jahre 430 der greise Augustin die Augen. Wie er in einsamer Größe über seine afrikanischen Amtsbrüder emporragte, so war seiner geistigen Haltung auch stets eine besondere Note eigen: er betonte und pflegte sein Leben lang die Beziehungen und das ehrfürchtig herzliche Verhältnis zum römischen Stuhle Petri. Das große Manifest vom Jahre 426 trägt am Kopf weder seinen noch seines nächsten bischöflichen Freundes Alypius Namen. Das Fehlen gerade dieser beiden gewichtigen Namen ist kaum anders zu erklären, als daß Augustin und Alypius . . . an der Synode nicht teilgenommen haben. Es klingt wie ein Dank über das Grab hinaus, wenn Caelestin I. wenige Jahre darauf in einer Dekretale nach Gallien dem großen Toten folgende Gedenkworte widmet: ‚Augustin, den Mann seligen Gedächtnisses, haben wir um seines Wandels und seiner Verdienste willen immer in unserer Gemeinschaft gehabt, und niemals hat ihn das Gerücht irgend eines bösen Verdachtes berührt. So hohen Wissens war er, daß er unter die vorzüglichsten Lehrer schon früher unter meinen Vorgängern immer gezählt wurde . . . galt er doch jedermann und allenthalben als geliebte Ehrenzier.‘ Mit diesem Bekenntnis zu Augustin ergriff Caelestin I. zugleich für Rom Besitz von dem kostbarsten Schatz aus dem in Trümmer sinkenden Tempel der afrikanischen Kirche. Der Schatz war zu reich, als daß nicht alle späteren geistigen Richtungen in der christlichen Kirche von ihm gezehrt hätten. Aber dem Papsttum ist es doch gelungen, diesen Mann von universalem und ökumenischem Geist, aber von römischem Herzen, im wesentlichen für die römische, zentrale Entwicklungslinie abendländischen Christentums im nächsten Jahrtausend zu behaupten. Caelestins Wort von ‚einem der vorzüglichsten Lehrer‘ wurde in der offiziellen Nomenklatur des Mittelalters Wirklichkeit: diese nahm Augustin in die Reihe der vier ‚Doctores Ecclesiae‘ auf« (Erich Caspar, Geschichte des Papsttums I [1930] S. 369 373).

Die Verheißung von der Unzerstörbarkeit der Kirche auf dem Felsen Petri nur zu verstehen von der Unzerstörbarkeit der Kirche überhaupt, nicht aber der einzelnen Provinzen, war auch dem Verfasser dieser Zeilen früher geläufig. Und das Hauptargument für diese Auffassung war mir immer der Zusammenbruch der afrikanischen Kirche über dem sterbenden Augustinus. Wenn Augustin der letzte Bischof seiner Diözese war, welche Diözese hatte dann noch eine Gewähr ihres Fortbestandes? Seitdem ich die oben zitierten Darlegungen Caspars, des Protestanten und genialen Historikers, gelesen habe, ist mir »die unerhörte Gunst der Schicksalsfügung«, die der historische Beobachter »im Auf und Ab des Papsttums mehr als einmal« mit »Staunen« wahrnimmt, zur Lösung des dunklen

Rätfels von Nordafrika geworden. Auch diese Kirche fiel, weil sie den Verband mit Rom gelockert hatte. Sie fiel wenige Jahre nach dem Erlaß ihres »höchstgreifenden kirchenpolitischen Manifests« gegen Rom.

Überschauen wir alles bisher Angeführte, so erscheint als geschichtstheologisches Ergebnis doch wohl dieses: Christus hat seiner Kirche auf dem Felsen Petri – und nur dieser, denn eine andere hat er nicht gebaut – die Unzerstörbarkeit durch die Pforten der Hölle geweissagt. Die Geschichte der zerstörten und der trotz großer Gefährdung erhaltenen Kirchenprovinzen lehrt, daß es stets die Lockerung der Verbundenheit mit dem Felsen Petri gewesen ist, die der Zerstörung zeitlich voranging, während selbst so andauernd und grausam und unerbittlich verfolgte und beraubte Provinzen wie die Kirchen Irlands und Polens unerschütterlich erhalten blieben. Wenn eine kirchliche Provinz auch noch so furchtbare Gefahren zu bestehen hat, so hat sie dennoch immer eine Gewähr ihres Fortbestandes darin, daß sie die Fundamente tiefer gräbt auf dem Felsen Petri. Die Geschichte der zerstörten Provinzen zeigt uns, daß »romfreie« Kirchen trotz aller geistigen und äußern Macht der Zerstörung am meisten ausgesetzt sind, daß aber unentwegte Romtreue die sicherste Gewähr in sich schließt, an der Verheißung der Unzerstörbarkeit der Felsenkirche teilzuhaben.

Um das physikalische Weltbild von ehemals und heute

Von Bernhard Janfen S. J.

Seit Jahren schwingt es lebhaft hin und her zwischen Einzelwissenschaften und den philosophisch = theologischen Weltanschauungsfragen. Der heutige Ganzheitsgedanke arbeitet in derselben Richtung. Wie die Geschichtsschreibung das organische Verbundensein der Neuzeit mit dem Mittelalter und dem Altertum unbefangen anerkennt, so befinnen sich die Naturforscher wieder auf die metaphysischen Gehalte und Werte der Vorzeit. Ihrerseits drängen wache Köpfe des Katholizismus auf eine Revision des scholastischen Weltbildes¹. Jeder Kenner weiß von der Tragik, die sich in der Renaissance anbahnte, im 17. Jahrhundert sich vollzog und von da ab bis zur Stunde sich verheerend auswirkte: weiß von der Trennung der philosophischen Prinzipienwissenschaft und der sich streng positivistisch einkapselnden Einzelwissenschaften. Wenn das Leben letztlich durch Ideen und Prinzipien bestimmt wird, so ist durch diese feindselige Abspaltung die Problematik von heute bestimmt. Andererseits hat die fortschreitende Geschichtsforschung als erste Forderung in der Bewertung des Geisteslebens der Menschheit aufgestellt: jeder jeweilige Kulturkreis ist ein Einmaliges, Unwieder=

¹ Vgl. Albert Mitterer, Wandel des Weltbildes von Thomas auf heute (Bd. I 1935, Bd. II 1936). Vgl. die verschiedenen historisch gehaltenen Artikel von B. Janfen in Zeitschr. f. kath. Theologie 1933 u. 1936, Scholastik 1936, Franziskan. Studien 1936, Philof. Jahrbuch 1937.